



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Mont St. Michel und der Michaeliskultus : (Fortsetzung)

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**



## Mont St. Michel und der Michaelskultus

(Fortsetzung)



ährend in den höfischen Kreisen der Glaube an den heiligen Michael längst geschwunden war, lebte er im Volke fort und äußerte sich noch lange in Pilgerfahrten zu seinem Berge. Die ersten Pilgerfahrten im achten und neunten Jahrhundert sind schon erwähnt worden. Der Glaube vertiefte sich. Wie ein erstes gewaltiges Pilgerlied erklingt Alcuins begeisterter Hymnus auf den Erzengel, den er auf Karls des Großen ausdrücklichen Wunsch gedichtet zu haben scheint. „Du hältst die Herrschaft über das ewige Paradies,“ heißt es darin, und weiter: „Als du den grausamen Drachen mit starker Hand dahin gestreckt hattest, hast du die Mehrzahl der Seelen seinem Schlunde entzissen.“ Er galt als sicherer Hort, als um das Jahr 1000 die Furcht vor dem Weltuntergang die Menschen erfaßte. In Scharen zogen da die Pilger zu seinem Heiligtum.

Die durch die cluniacensische Reform hervorgerufene Vertiefung des religiösen Lebens verstärkte den Eifer der Wallfahrer. Wer nicht an Kreuzzügen teilnehmen konnte, suchte den heiligen Ort in der Nähe auf, dem 1247 und 1353 päpstliche Indulgenzen zu teil wurden. So sehr aber jedes Heiligtum ebenso wie die Pilger durch Androhung von Exkommunikation für jede Schädigung am Orte selbst gesichert waren, so unsicher waren die Wege dahin. Das alte normännische Sprichwort: „Bevor du zum Berge gehst, mache dein Testament“ bezog sich weniger auf die Gefahr des Meeres als die der Reise. Der einzelne Pilger wurde leicht auf dem Wege beraubt oder gar am Ende der Wanderschaft auf den Sandbänken vor dem Berge von angeblichen Führern in die Irre geführt und ausgeplündert. Es halfen da keine königlichen und keine päpstlichen Verfügungen, sondern nur der Zusammenschluß zu größern Gruppen. Die Geistlichkeit scheint die Anregung dazu geboten zu haben. Viages heißen diese gemeinsamen Züge, und confrérie die sie ausrichtende Brüderschaft. Im Jahre 1210 wurde schon durch Philipp August die confrérie de Saint Michel l'Ange du mont de la mer gegründet.

Bei diesen größern Pilgerzügen war nur die Gefahr des Meeres bedrohlich. Unbekannt mit der rasch einbrechenden Flut wurden die Pilger öfter auf den Watten überrascht und abgeschnitten oder verirrt sich bei nebligem Wetter. Deshalb war auf dem Berge „die Nebelglocke“ bestimmt, durch ihren Ton den Wandern den richtigen Weg zu weisen.

Wie bei den Kreuzzügen bemächtigte sich auch hier besonders der Frauen und Kinder ein krankhafter religiöser Wandertrieb. Im Jahre 1333 kamen Züge

von Tausenden kleiner Hirten gewallfahrtet: die viages de Pastoureaux. Einmal werden die Kinder als Brabançons bezeichnet, also aus der Rheingegend. Später macht sich ebenda eine lebhaftere Bewegung geltend, deren Quelle Lüttich gewesen zu sein scheint, die sich aber epidemisch über die Nachbargebiete Limburg, Brabant, Hennegau und Namur ausbreitete. Mit Staunen erzählt ein Annalist, daß 1457 große Scharen Männer, Frauen und Kinder bis zu neun Jahren hinab aus den Gebieten d'Allemagne gekommen seien, die ihrer eignen Aussage nach plötzlich von so heftigem Wunsche erfaßt worden seien, diese Kirche zu besuchen, „daß sie alles verließen, um sich auf den Weg zu machen und zu bezeugen, daß das Gott angenehm sei.“ Die Sehnsucht nach dem heiligen Michael als dem Seelentrost erscheint hier als die schwärmerische Übertreibung der alten Volksanschauung in den rheinischen Gegenden, wie sie sich im König Rother spiegelt, dessen Aufzeichnung am Rhein erfolgte. Der Riese Witolt wendet sich da nächst Christus an den heiligen Michael mit der Bitte um Gnade für seine Seele:

wie harde ich vorchte  
 sanctum Michâëlen.  
 er ist trôst allir sêlen;  
 vor dome der tüvel gelach  
 in vûre und in glûde.

Diese religiöse Empfindung verband sich mit der germanischen Wanderlust und machte, daß manche Scharen von Michaelspilgern durch deutsche Gaue und Städte zogen. Zwar hatte in Deutschland der Heilige, dessen Bild seit Heinrich I. im Reichsbanner der sächsischen Könige geführt worden war, nach den Kreuzzügen in den ritterlichen Kreisen besonders Süddeutschlands und Österreichs dem Drachentöter St. Georg weichen müssen, der auf einem Burgkmairsehen Stich vom Jahre 1508 schlechtweg als Divus Georgius christianorum militum propugnator bezeichnet wird, aber im Volk blieb der Kult Michaels beliebt. Die zu Beginn erwähnten Pilger- und Volkslieder beweisen das. Auch später in den Zeiten religiöser Gärung beschäftigte sich die Phantasie des Volks viel mit ihm. In der Geißlerzeit und kurz vor der Reformation machten sich Züge von Michaelspilgern auf den Weg. Freilich waren sie mit unruhigen Elementen untermischt, die sich unter der Fahne des Erzengels einem abenteuerlichen Bettlerleben hingaben, sodaß, wie in Erfurt 1514, die Behörden ihr Treiben mißtrauisch beobachteten und überwachten. Die Reformation setzte diesen Wallfahrten ein Ende. Aber in katholischen Landen vergaß man St. Michael nicht. Noch einmal während des Dreißigjährigen Krieges lebte die alte Auffassung von ihm als Lenker der Schlachten wieder auf. Das Würzburger Gefangbuch von 1649 bewahrt das markige Bitt- und Kampflied, wie es in den Kriegswirren entstanden und gesungen sein mag:

O unüberwindlicher Held,  
 Sanct Michael,  
 Komm uns zu Hilf; zieh mit zu Feld,  
 Hilf uns hier kämpfen, die Feinde dämpfen,  
 St. Michael!

Ganz anders arteten in Frankreich die Pilgerfahrten aus. Dort bildeten sich im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert in den Nachbargebieten von Mont St. Michel besondere compagnies, die prunkvoll einherzogen. Die von Calvados und Druc, in der Stärke von etwa 500 Mann, waren meist gut beritten. Sie standen unter einem „König,“ dessen Haupt eine Silberkrone trug. In prunkendem Aufputz, oft unter Trommelschlag, zogen sie durch die Lande, mehr Maskenzügen ähnlich und wohl auch mehr zur Belustigung unternommen als zum Dienst des heiligen Michael.

Der Dienst des Erzengels tritt überhaupt zurück seit der Regierung Ludwigs XI. Dieser Monarch soll dem Berge eine neue Bestimmung gegeben haben. Schon früher waren für widerspenstige Mönche oder „solche, deren Leben wenig erbaulich war,“ Bußzellen gebaut worden, tief unter der Abtei in den Felsen gehauen und nur durch finstere Gänge erreichbar. Auf Ludwig XI. wird die Verwendung des Berges als Staatsgefängnis für politische Verbrecher zurückgeführt. Wegen Verrats seines Herrn an Karl den Kühnen soll dort der Cardinal Baluc, sein Werkzeug, den er vom armen Priester zum einflussreichsten Mann des Königreichs erhoben hatte, elf Jahre in dem berüchtigten sogenannten „eisernen Käfig“ geschmachtet haben, während andre ihn in den finstern Schlöffern Chinon oder Loches inhaftiert sein lassen. Spätere Bewohner des eisernen Käfigs kamen dahin wegen zu freimütiger Kritik oder wegen Preßvergehens. Drei sind bekannter. Unter Franz I. wurde der unglückliche Syndikus der Sorbonne Noël Bèda, der sich über den König bitter geäußert hatte, eingesperrt und starb auf dem Berge im Januar 1536. Auf Befehl Ludwigs XIV. brachte ein sieur Chassigné darin drei Jahre zu, der gegen den Erzbischof von Rheims Charles de Retellier ein Pamphlet unter dem Titel *le cochon mitré* gerichtet hatte und aus Holland, wohin er geflüchtet war, verräterisch über die Grenze gelockt worden war. Am meisten Aufsehen erregte unter Ludwig XV. die Gefangenschaft des Zeitungsschreibers Victor de la Castagne, bekannter unter dem Namen Dubourg, der den König beschimpft hatte. Schon 1746 starb er nach noch nicht einjähriger Gefangenschaft freiwillig den Hungertod. Über ihn verbreitete sich bald das Gerücht, er sei, durch Hunger und Kälte entkräftet, in einem schrecklichen Käfig, dessen Stangen er mit einem alten Nagel künstlerisch bearbeitet habe, von Matten aufgeessen worden, ein Gerücht, das die Gemüter im achtzehnten Jahrhundert in gewaltige Aufregung versetzte. Es gab wohl Anlaß, daß nach der Erzählung der Madame de Genlis der spätere König Karl X. bei einem Besuch des Berges im Jahre 1782 mit seinen prinzlichen Geschwistern die Vernichtung des Käfigs befahl und selbst die engen winkligen Treppen in den feuchten Kerker hinabstieg, um den ersten Schlag gegen die dicken Holzbalken zu führen, aus denen er gitterartig zusammengesetzt war. Der Schließer, der schon damals den Käfig den Fremden als Sehenswürdigkeit gezeigt hatte, erhielt, wie sie besonders hinzufügt, von dem Herzog von Chartres für den Ausfall an Einnahmen ein Geschenk von zehn Louisdor.

Ludwig XIV. benutzte Mont St. Michel außerdem als Besserungsanstalt für junge Edelleute, deren Leben ihm oder ihren Familien Anstoß gab. Nach Michelet hat im folgenden Jahrhundert der Vater Mirabeaus, der schon seinen Sohn in die Bastille gebracht hatte, auch seine Frau, mit der er in völligem Zerwürfnis lebte, aufheben und in „das grausame Haus von Saint Michel“ setzen lassen. Und sie würde dort für immer unbekannt geblieben sein, wenn ihre Tochter nicht unerschrocken bei dem Parlament Anzeige erstattet hätte. Verschiedne Einkerkierungen auf Grund von *lettres de cachet*, zuletzt noch am 10. März 1787 die eines Marinezahlmeisters Baudart, die aber noch in demselben Jahre auf Vorstellungen des Parlaments rückgängig gemacht wurde, ließen den Mont St. Michel in den Augen des Volkes nicht mehr als heiligen Berg, sondern als Zwingburg, als Bastille des Nordens erscheinen. Auf die Kunde von dem Bastillensturm am 14. Juli 1789 öffnete der Prior selbst den Gefangnen die Thüren, darunter etwa zwanzig Mönchen.

Bald mußten die Mönche — seit 1622 waren es Benediktiner von St. Maur — von dem Berge weichen. Am 12. Oktober 1790 bemächtigte sich der Prokurator von Avranches des reichen Schatzes. Die Gold- und Silbergeräte wurden eingeschmolzen, die übrigen Schmucksachen zum größten Teil verschleudert. Der Berg wurde in Mont Michel, dann in Mont Libre umgetauft. Seine Bestimmung blieb aber dieselbe. Nach der Niederwerfung der Parteigänger des Königtums in der Vendée und der Normandie wurden zahlreiche Priester als Gefangne eingebracht, und eine starke Wache auf den Berg gelegt.

Vom 21. April 1796 an kamen nicht nur politische Gefangne, sondern auch Verbrecher gegen das gemeine Recht in beträchtlicher Anzahl auf den Berg. Nach verschiedenen Änderungen während des Kaiserreichs wurde er schließlich durch Dekret vom 2. April 1817 außer für Staatsgefangne zum Zuchthaus für beide Geschlechter eingerichtet. Die dadurch nötigen Umänderungen schädigten und verstümmelten die edle Architektur des Baus. Mit der dem Anfang des vorigen Jahrhunderts eignen Rücksichtslosigkeit gegen die Bauwerke des Mittelalters ging man vor. Wieder liegt der Vergleich mit der Marienburg nahe. Werkstätten wurden geschaffen, in Säulen und Wände Löcher geschlagen, um Verschlüsse zu befestigen, die schönsten Teile des Gebäudes getrennt. In den Rittersaal kamen die Männer, in das Refektorium die Frauen, die Abteikirche wurde zur Baumwollweberei umgewandelt, die Sakristei zur Küche.

In der Nacht vom 22. zum 23. Oktober 1834 bedrohte eine gewaltige Feuersbrunst den Bau mit Vernichtung. Unter eifriger Beihilfe der Gefangnen gelang es jedoch, die Abtei zu retten.

Unter den politischen Gefangnen glänzen besonders die Namen der Revolutionäre Barbès und Blanqui. Die politischen Gefangnen scheinen härter behandelt worden zu sein als die andern. Denn während sich „die Roten“ 1848 über ihren Direktor M. Regley wegen barbarischer Behandlung be-

klagten, protestierten die militärischen Gefangnen heftig und widmeten ihm eine goldne Medaille mit der Inschrift: A leur bon directeur les insubordonnés militaires du Mont Saint-Michel mars 1848: eine wohl einzig dastehende Auszeichnung. Im Jahre 1863 endlich wurde das Gefängnis aufgehoben. Man schätzt die Zahl aller Gefangnen zwischen 1793 und 1863 auf 14000.

Im Jahre 1874 von der Republik zum monument historique erklärt, erstand nach langer Vernachlässigung des Baus im achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert die Klosterfestung unter der sachverständigen Leitung der ersten Autorität für mittelalterliche Baukunst, des Viollet le Duc, im alten Glanze.

## 2

Von welcher Seite man sich dem Mont St. Michel nähern mag, seine Silhouette bleibt gleich malerisch. Nach Norden, dem offenen Meere zu, wo die Abtei mit ihrer imposanten Breitseite wallähnlich auf dem steilen Felsen ruht, erscheint er fast wie ein riesiger Sarkophag. Nach den übrigen drei Seiten ist die Klosterfestung in ihrer pyramidalen Form der Ausdruck des gotischen himmelanstrebenden Gedankens. Die Grundlage bildet der Granitfegcl, der bis zur Höhe von 50 Metern aus dem Meere emporsteigt und 258 Hektar Bodenfläche enthält. Auf der Südseite bietet eine schmale steinige Küste allein Platz für das kleine Städtchen und die Festungsanlagen. Um säumt ist das Ganze von einem stattlichen Kranz altersgrauer Mauern, die an den hervorspringenden Ecken durch starke Rundtürme gesichert sind. Dahinter erheben sich die kleinen vielfarbigen Häuschen der Stadt, eng aneinander und übereinander gepreßt, nur einige aus kleinen Gärtchen hervorlugend. Beherrschend reckt sich darüber auf Fels und gewaltigem Unterbau die alte Abtei mit ihren starken Stützmauern und zinnengekrönten Türmen, sie selbst wieder nur wie der Unterbau für die Kirche, die mit ihrem spitzen Turm bis zur Höhe von 100 Metern emporstrebt. Wie durch ein Wunder scheint sie dahin gestellt zu sein, Stürmen und Wogen zum Trotz, ein rechtes Sinnbild des Erzengels, der diese bändigt. Weithin leuchtet über Land und Meer von der Spitze des Turms das goldig glitzernde Standbild des beschwingten Drachensiegers von Frémiets Meisterhand.

In ihrer Gesamtheit von seltner Großartigkeit erhalten im einzelnen die Gebäude ihren Hauptreiz durch die große Mannigfaltigkeit der Bauformen, zu der der geringe Raum der steilen Felsklippe und die dreifache Bestimmung als Festung, Stadt und Abtei nötigten. Der chaussierte Damweg von Pontorson her endigt an der Avancée, einem vorgeschobnen Werk mit zwei zinnengekrönten Türmen. Links durch ein Seitenpörtchen gelangt man in die Festung. Packend tritt uns fortan ein gut Teil der mittelalterlichen Geschichte Frankreichs vor Augen. Von den ältesten Befestigungen freilich ist so gut wie nichts erhalten. Die Bretonen, die Bundesgenossen Philipp Augusts, hatten 1203 bei der Einnahme das meiste zerstört. Aber unter der französischen

Krone wurden die Äbte große Feudalherren. Indem der König ihnen beträchtliche Summen für die Neubefestigung zur Verfügung stellte, traute er ihnen zu, daß sie den Posten ebenso gut behaupten würden, wie ein Großer aus dem Laienstande. Es ist das ein charakteristisches Zeichen der Zeit. Unter Abt Jourdain und seinen Nachfolgern bis 1260 wurden die Befestigungen fast vollständig wiederhergestellt.

Die Einführung des Geschüzes brachte wesentliche Änderungen. Während man in Florenz schon im Jahre 1326 Kanonen aus Eisen und Metall herstellte, betrachteten die vornehmen französischen feudalen Ritter noch lange nur den Kampf zu Fuß als ritterlich. Vereinzelt war es, daß in Cambrai 1339 zehn Kanonen gegossen wurden zur Verteidigung der Stadt. Zuerst in der Schlacht bei Crécy 1346, dann noch wiederholt verdankten die Engländer ihre großen Siege außer den bürgerlichen Bogenschützen ihrer Artillerie. Erst Bertrand du Guesclin organisierte Kompagnien von kriegsgeübten Fußsoldaten, die nun im Zusammenwirken mit Reiterei und Geschütz den Erfolgen der Engländer Einhalt thaten. Auf ihn, dem die Kapitänenschaft des St. Michel übertragen war, geht wahrscheinlich der Anstoß zu einer den neuen Anforderungen entsprechenden Verstärkung der Befestigungen zurück, die 1417, also kurz vor der berühmten Belagerung der Engländer, beendet wurde. Nach der ruhmvollen Verteidigung ließ Karl VII. sie wieder ausbessern. So stehen sie noch heute, ein Werk des wiederverstärkten Königtums. Bezeichnenderweise heißt das mit Fallgatter versehene Hauptthor der Avancée porte du roi, und der erste Hof der Löwenhof. In einem Steinbild über dem Thor hält der königliche Löwe mit seinen Klauen das Wappen des Abts, auf dem Lachse, der Hauptfisch der Bai, auf gewelltem Grunde schwimmen. So sind hier im Bilde die Symbole von Königtum und Kloster St. Michel eng vereint, wie in der Geschichte ihr Anfang, ihr Höhepunkt und ihr Niedergang fast zusammenfallen.

Die Avancée schützt den Zugang zu der kleinen Stadt, deren ansässige Bevölkerung wie einst aus einigen Fischerfamilien, Wirten und Händlern, insgesamt aus etwas über zweihundert Einwohnern besteht. Einst drängten sich nach beschwerlichem Marsch in der einzigen gewundenen Straße die buntfarbigen Pilgerzüge aufwärts und verteilten sich in die zahlreichen Herbergen mit den anheimelnden Namen, zum grünen, goldnen, weißen Kreuz, zum silbernen Löwen, zum Kupferkrug, zum Fuchsschwanz, Delphin und Schwan, zum großen und zum kleinen heiligen Julian, den vier Haimonskindern, und wie sie alle heißen; oder sie besuchten die Gewölbe „unter den Wällen,“ die von den Benediktinern vermietet waren. Jetzt stürzt der Strom der Reisenden zunächst zum „Bureau,“ um das Billet zur Rückfahrt mit der Diligence zu lösen, da diese sonst nicht verbürgt werden kann. In der „großen Straße“ aber wartet schon der Hauptwirt des Ortes, Poulard aîné, der angesehenste der zahlreichen Poularden, die dort Gastwirtschaft betreiben, und verkündet mit seiner freundlichen Geshälfte, daß daß Déjeuner bereit sei. Typisch für das Einst

und Setzt der normännischen Küche ist, was sie bieten. Da giebt es außer den substantiellern Schinken oder Koteletts und Hühnern mit Gemüse und Salat als Nebenspeisen „die Früchte der Bucht,“ schmackhafte kleine Krabben, anstatt der sonst in der Normandie üblichen gekochten Miesmuscheln die hier coque des grèves benannte Herzmuschel *cardium edule*, die einst in das Wappenschild des Abtes Robert Tollivet aufgenommen wurde, und die coquille St.-Jaques, deren Schalen von den Pilgern gern als Erinnerungszeichen mitgenommen wurden. Austern von den Bänken von Champeaux und Dragey fehlen in der Saison nicht. Von den Fischen, die das leicht erwärmte Wasser der flachen Bai mit Vorliebe als Laichplatz aussuchen, erschien als der edelste der Lachs, von dem man behauptet, er sei in frühern Jahren so häufig gewesen, daß die Dienstboten an der normännischen Küste bei dem Vermieten ihren Herren die Bedingung stellten, nicht mehr als dreimal in der Woche Lachs essen zu müssen. Dazu das normännisch-bretonische Nationalgetränk, köstlich kühlender Eider und zum Schluß Eierkuchen, die Spezialität der Frau Poulard. Zur Begleichung der mäßigen Rechnung verwies sie auf die Rückkehr „von oben.“ Also auf zur Abtei!

Zum Aufstieg wählt man entweder wie einst die Pilger die von kleinen Läden eingefasste Straße und die hohe Treppe *les monteux*, die sich um den Berg herumwinden, oder den breiten Gang auf der Mauerkrone, zu dem man durch eine Treppe gelangt. Köstliche Ausblicke eröffnen sich von den Wällen und schließlich von der Bastion vor dem Thore der Abtei hinab auf die meilenweiten gleißenden Sandbänke, die zur Zeit der Ankunft noch vom schimmernden Meer bedeckt waren. Und welches Leben da unten! Da ziehn Muschelsucher aus, mit Korb, Spaten und breiten löffelartigen Gabeln bewaffnet, und stochern im Boden herum, wo eine kleine Wasserblase den Aufenthalt einer Muschel anzeigt. Weiter entfernt vom Ufer graben Bauern aus den nahen Ortschaften *la tangué*, den feinen kalkigen Sand der Bucht, um ihn als geschätzten Dünger auf ihre Felder zu bringen. Zweirädrige Karren mit zwei voreinander gespannten strohhutbedeckten Pferden führen Landeseingeborne zur gegenüberliegenden Küste. Reisende lassen sich zu der in der Ebbezeit gleichfalls landfest werdenden Granitinsel *Lombelaine* bringen, um von der Seeseite den so verschiedenen Anblick von St. Michel zu genießen. Und unten am Damm stehn Esel und Maultierwagen, Droschken, Omnibusse, Zweiräder und Automobile.

Wie ein fast unberührter Rest des Mittelalters, allem kleinlichen irdischen Treiben entrückt, ragt auf der andern Seite still und selbstbewußt die Abtei empor. Sie besteht aus einem Komplex der verschiedensten Bauten, aus den verschiedensten Zeiten und zu den verschiedensten Zwecken. Das Baumaterial grauer, dem Felsen ähnlicher Granit, läßt die Bauten wie emporgewachsene Felsgebilde erscheinen. Nur für die wichtigern Bauteile wurde außerdem Rosagranit von der Insel *Jersey* verwandt.

Alle Gebäude des untersten Geschosses sind ziemlich schmal, da sie sich

an den Felsen anlehnen, der in diesem Niveau etwa zwei Drittel der ganzen Fläche einnimmt und noch wie ein Kern in das darüber liegende Stockwerk reicht. Zur ersten Verteidigung der beiden Zugänge zur Abtei dient ein kleiner Vorhof. Jeder Besucher hatte nach einem königlichen Befehl von 1377 die Waffen an der Pforte abzulegen. Ausgenommen waren nur Prinzen von königlichem Geblüt, später auch Ritter des Michaelsordens und solche, die ausdrücklich die Erlaubnis des Abts hatten. Trotzdem gelang es 1577 einigen Hugenotten als Pilger mit versteckten Waffen Eingang zu erlangen und den *mons virgo* wenigstens auf einen Tag in ihre Hand zu bringen. Die eigentliche Zugangsbefestigung, das „Châtelet,“ ist eine der vollständigsten und schönsten in Frankreich ungefähr von 1260. Das gewaltige Eingangsthor ist durch zwei hohe cylinderförmige Türme eingerahmt, die zugleich zum Aufstieg und zur Verteidigung eingerichtet waren. Sie sind durch einen Saal für die Wachen verbunden und durch eine Plattform abgeschlossen, die den Verteidigern Bewegungsfreiheit gaben.

Zwischen ihnen hindurch führt eine Treppe aufwärts, die an einer Biegung wieder durch Fallgatter und erkerartige Ausbauten geschützt ist. Dahinter ist in dem östlichen Hauptgebäude, der „Belle Chaîse,“ der Eingangssaal, der festgewölbte weite Saal für die Garden, von dem aus der Zugang beherrscht wird. Hier und in der darüberliegenden mit Schießscharten und Erkern versehenen Schutzwehr erwartete den Feind ein furchtbarer Empfang. Auch von da führen nur verborgene Pfortchen und enge winklige Treppen in das Kloster. Die übrigen Baulichkeiten des untersten Geschosses sind am Südostabhang des Gipfels die Keller der Abt- und Fremdenwohnung, westlich Gefängnisse und Verteidigungswerke, nördlich die beiden untersten Säle der Merveille.

Über diesen Grundlagen gewinnen die Gebäude größere Ausdehnung und Bedeutung, da der Felsen mehr und mehr zurücktritt.

Zu den obern Geschossen gelangt man vom Eingangssaal auf der breiten „Abtstreppe,“ die anfangs aus dem Felsen herausgehauen, zwischen den mächtigen Unterbauten der Kirche und der Abt- und Fremdenwohnung aufwärts führt, auch hier noch gesichert durch eine befestigte Brücke, die sie überspannt. Der letzte Teil der Treppe, „die große Stufe,“ mündet in der Höhe von 75 Metern über dem Meere auf eine Plattform aus, den *Saut-Gaultier*. Sie soll ihren Namen von einem Bildhauer haben, der sich von da in die Tiefe stürzte. Passender würde man sie wegen ihrer schönen Aussicht auf die tief unten liegende Stadt, die Sandbänke, auf denen einst unter den Augen der Mönche die Ritter ihre Turnierübungen und Festlichkeiten abhielten, und auf die anmutige leichtgewellte normännische Landschaft wieder mit dem alten Namen *Beauregard* bezeichnen. Jenseits erhebt sich das Gebäude des *Chartrier*, für die Aufbewahrung der Urkunden um 1400 zugleich mit dem Krankenhaus erbaut. Mehr noch diente die geräumige Bibliothek in der Nähe den geistigen Interessen der Klosterbewohner, zumal seitdem sie mit der Universität Paris in Verbindung traten. Noch sind die Manuskripte und Schätze der Bibliothek

nicht genügend erschlossen, die seit der Revolution zum größten Teil in dem Archiv von Avranches ruhn. Sollte der Fluch in Erfüllung gehn, der oft beigefügt ist: *quicumque hunc librum furatur, anathema sit?*

Von großer Wichtigkeit war die Versorgung der Abtei mit Lebensmitteln und Wasser. Sie zu sichern war eine Festungsanlage im Südwesten bestimmt, die gleich der im Schloß von Pierrefonds wegen ihres seltenen Vorkommens besonders bemerkenswert ist. Innerhalb der Stadtumwallung, aber unterhalb der Klostergärten lagen zwei Eisternen, in einem gut befestigten Hofe die Magazine des Klosters und in deren Nähe auf einem Turm eine Windmühle. Damit nicht das Fallgatter in die Höhe gezogen und die Thore geöffnet werden mußten, wenn man Zufuhr in die Abtei bringen wollte, führte von einem Ausbau westlich von der Kirche eine große Rinne aus Mauerwerk steil zu den Magazinen hinab, aus denen man die Vorräte und Wasserfässer emporwand. Man zeigt noch das große Rad, auf das das dicke Tau gewunden wurde. Sechs Männer konnten mit seiner Hilfe 1200 Kilogramm hinaufbringen. Die sinnreiche Vorrichtung arbeitet noch heute und soll noch dem alten Zwecke dienen. Zu einer Quelle mit brackigem Wasser, das für den gewöhnlichen Gebrauch gut zu verwenden war, führte von der nördlichen Umwallung eine sehr steile lange Treppe hinab, auf der zugleich im Falle der Belagerung vom offenen Meere leicht Verstärkungen in die Festung geworfen werden konnten. Im übrigen mußte das im Kreuzgang des Klosters gesammelte Regenwasser für den Bedarf der Mönche und der Besatzung genügen. Das Wasser der Quelle St. Aubert, das durch ein Rad im Keller der Merveille in das untere Stockwerk gebracht wurde, galt den Pilgern als besonders heilkräftig, weil nach der Legende das halbentfleischte Haupt des Heiligen hineingetaucht worden war. Sie betrachteten es vor allem als Heilmittel gegen schlimme Fieber und füllten es in Gefäße, um es als wertvollen Besitz mit in die Heimat zu nehmen. Sollten die Mönche denselben starken Glauben gehabt haben?

Alle diese Anlagen zur Verteidigung und Versorgung der Abtei umgeben deren Hauptgebäude, die Kirche und die Merveille, die beiden Blüten nor-männischer klösterlich-kirchlicher Kunst. Die Bewunderung ihrer harmonischen Durchbildung und Schönheit weckt die Frage danach, was diese rasche Wunderblüte zeitigte. Die Baugeschichte hängt eng zusammen mit der ganzen kirchlichen Entwicklung der Zeit.

(Schluß folgt)

